

Bernhard Veil

DIE SEELEN TÖTTER



Meine
Erfahrungen
in der
katholischen
Kirche

BAND 5

Inhaltsverzeichnis

[Vorwort](#)

[Erholung im Schwarzwald](#)

[Zurück im Katharinenhospital](#)

[Deprimierende Nachrichten](#)

[Am Boden zerstört](#)

[Klinikseelsorgertagung in Tübingen](#)

[Nervenaufreibende Zerreißprobe](#)

[Gegen den Psychoterror](#)

[Suche nach juristischem Beistand](#)

[Aufschlussreiche Gespräche](#)

[Die Schikanen gehen weiter](#)

[Schlechte Nachricht von Arno](#)

[Klinikseelsorgertagung in Reute](#)

[Abschied für immer](#)

[Auf mich selbst gestellt](#)

[Kleine Jubiläumsfeier](#)

[Strategien gegen den Psychoterror](#)

[Ein neuer Anlauf](#)

[Bitte um Verständnis](#)

[Beim Oberkirchenrat](#)

[Neubesetzung des Klinik-Pfarramtes](#)

[Aufschlussreiche Briefe und Erfahrungen](#)

[Ein Mediator und der Domdekan](#)

[Mein neuer Kollege](#)

[Endlich werde ich angehört](#)

[Wird sich etwas verändern?](#)

[Gewöhnungsbedürftige Zusammenarbeit](#)

[Im Bischöflichen Ordinariat](#)

[Ausgegrenzt und abgeschoben](#)

[Impressum](#)

Bernhard Veil

Die Seelentöter

Meine Erfahrungen in der katholischen Kirche

Band 5

Ein aussichtsloser Kampf

ISBN 9789463670012

2020 Bookmundo

3. Auflage

Alle Rechte liegen beim Autor.

Umschlaggestaltung: Hannes Klein / jkdtg

Vorwort

Unter der Reihe „Die Seelentöter“ berichte ich von meinen Erfahrungen, die ich als Mitarbeiter in der katholischen Kirche erlebt habe. Damit der Focus der beschriebenen Personen nicht nur auf Priester, Pfarrer und sonstige Kleriker gerichtet ist, habe ich auch mehrere Episoden aus meinem Leben und Werdegang hinzugefügt. Somit kann der Leser einen besseren Eindruck gewinnen, wie diese „Hochwürden“ mit mir als Mitarbeiter umgegangen sind.

Alle Namen der beschriebenen Personen wurden abgeändert, die angeführten Institutionen und Handlungsorte jedoch beibehalten, so dass sich jeder ein Bild darüber machen kann, was sich vor wenigen Jahren an diesen Schauplätzen ereignet hat. Die zitierten Schriftstücke sind im Originaltext wiedergegeben, lediglich die Namen wurden von mir abgeändert. Alle angeführten Briefe und schriftlichen Belege sind wortwörtlich zitiert, so dass der Leser erkennen kann, welche Konsequenzen die kirchlichen Entscheidungsträger aus den vorgegebenen Situationen gezogen haben. Um das Kostenrisiko in Grenzen zu halten, habe ich auf ein Lektorat verzichtet, sollten sich im Text Fehler eingeschlichen haben, dann bitte ich Sie, mir diese Mängel zur Berichtigung mitzuteilen.

E-Mail-Adresse: bernhardveil@web.de

Erholung im Schwarzwald

Nach zweistündiger Autofahrt komme ich in der Reha-Klinik an, erledige die Aufnahmeformalitäten und werde gleich nach dem Mittagessen von mehreren Ärzten eingehend medizinisch und psychologisch untersucht. Körperlich bin ich einigermaßen gesund, meiner Größe und meinem Alter entsprechend wird ein leichtes Untergewicht festgestellt, jedoch bei den neurologischen Tests werden deutliche Symptome von nervlicher Überbeanspruchung diagnostiziert. Anzeichen sind nervöses Augenzwinkern, leichte Gleichgewichtsstörungen, meine gravierenden Schlafprobleme und die Tatsache, dass ich an einer schweren depressiven Verstimmung leide. Bisher versuchte meine Ärztin diese Symptome mit Hilfe einiger Psychopharmaka in den Griff zu bekommen, jedoch angesichts meiner beruflich bedingten Belastung ohne Erfolg. Für die kommenden sechs Wochen wird ein Therapieplan erstellt, der aus unterschiedlichen Behandlungsmethoden besteht: Musiktherapie, Gestaltungstherapie und verschiedene Therapien zur Entspannung und Beruhigung meiner ausgebrannten psychischen Verfassung, physikalische Anwendungen und sportliche Betätigungen sollen mir wieder mehr Ruhe verschaffen und meine schweren Schlafstörungen lindern. Wöchentlich steht auch eine Gruppentherapie auf meinem Programm und außerdem bekomme ich wöchentlich drei tiefenpsychologische Einzelgespräche verordnet, damit ich meine Mobbing-Attacken, die ich in meinem beruflichen Umfeld erleiden musste, mit einer Psychotherapeutin aufarbeiten kann. Diese Gesprächstherapie ist für mich vor allem deswegen sehr hilfreich, weil es mir nicht möglich ist, mit meinen Mitpatienten in den verschiedenen

Gruppentherapien von meinen niederschmetternden Erlebnissen zu reden. Zu sehr schäme ich mich, dass ich als Klinikseelsorger von meinen Kollegen und Kolleginnen schikaniert wurde und schlimme Mobbing-Attacken erleiden musste. Denn wer von diesen Patienten hier in der Reha-Klinik könnte schon nachvollziehen, dass Pfarrer und Pfarrerinnen so hinterhältig, gemein und niederträchtig mit einem Kollegen umgehen können? In diesen Einzelgesprächen kann ich aber viele schreckliche Interaktionen, die ich in der Vergangenheit von meinen Kollegen und Kolleginnen hinnehmen musste, nochmals durchsprechen und neu reflektieren. Was mich in meiner gesamten Situation jedoch besonders belastet, ist die Tatsache, dass ich mich zu sehr mit meinem Beruf und meinem seelsorglichen Dienst identifiziere und dieser Institution Kirche keinen Schaden zufügen möchte. Diese Loyalität zu meiner Kirche hindert mich daran, in Anwesenheit anderer Mitpatienten von meinen erdrückenden Erfahrungen zu berichten. All die bisherigen niederträchtigen und böswilligen Erlebnisse musste ich in meinem harten Klinik-Job tagtäglich verdrängen, damit ich meine anstrengenden Aufgaben bewältigen konnte. Ansonsten hätte ich nie so lange die unerträglichen Diffamierungen und Schmähungen meiner evangelischen Kollegen aushalten können. Jetzt erst kommt bei diesen Einzelgesprächen alles wieder zum Vorschein, und auch viele andere Erlebnisse, die ich im Laufe meines Berufslebens in der katholischen Kirche erdulden musste.

Auch in den Gestaltungstherapien wird sichtbar, dass ich sehr schlimmes Leid völlig verdrängt habe. Besonders deutlich wird dies in einer therapeutischen Übung, in der wir unsere positiven und negativen Erfahrungen in einem Bild darstellen sollen. Jeder Teilnehmer legt sich zunächst auf einen großen Papierbogen, der auf dem Boden ausgebreitet wird. Ein anderer Patient zeichnet mit einem

schwarzen Filzstift die Umrisse des auf dem Papierbogen liegenden Mitpatienten nach, so dass nun jeder sein eigenes Profil auf dem Papierbogen mit bunten Farben ausmalen kann. Es soll jeder Patient nun all das, was er erfahren, erlitten und erduldet hat, in seinen eigenen Körperumriss einzeichnen. Meine Mitpatienten machen sich sofort an die Arbeit und malen mit den verschiedensten Farben ihre Körperkonturen aus. Manche amüsieren sich dabei und finden es schön, sich selbst in einer Art und Weise porträtieren zu können, wie sie es bisher so noch nie getan haben. Eine Patientin neben mir gestaltet aus ihrem Körperumriss eine Prinzessin, malt dieser Prinzessin aber einen großen braunen Fleck in den Bauch. Später erklärt sie in der anschließenden Aussprache, dass dieser Fleck eine Fehlgeburt darstelle, die sie noch nicht verarbeitet habe. Eine andere Teilnehmerin malt sich als hübsch angezogenes Mädchen, das mit vielen blauen Flecken am ganzen Körper überzogen ist und erklärt, dass sie früher von ihrem Vater und später auch von ihrem Ehemann immer wieder geschlagen worden sei. Ein junger Mann zeichnet sich als Jäger, dem er den Kopf mit einem dicken schwarzen Strich abtrennte. Bei der Auswertung berichtet er, dass er als Sänger bei einer Operaufführung eine Liebesarie singen musste. Dabei sei er so intensiv an seine soeben zerbrochene Liebesbeziehung erinnert worden, dass er die Arie abbrechen musste und nicht mehr weitersingen konnte. Die Folge war, dass er vom Intendanten des Opernhauses fristlos entlassen wurde. Nun sei er arbeitslos und müsse die gescheiterte Beziehung und zusätzlich noch den Schock seiner plötzlichen Arbeitslosigkeit verkraften.

Jeder Teilnehmer kann auf diese Weise seine Geschichte erzählen. Manche können es kaum erwarten, bis sie ihre belastenden Erlebnisse den anderen mitteilen dürfen, andere zögern und warten ab, bis der Therapeut sie

anblickt, um sie zu ermuntern, ihr gemaltes Portrait den anderen zu erläutern. Ich aber sitze da wie versteinert und schäme mich. Den Blicken des Therapeuten weiche ich aus und schaue vor mir auf den Boden, wo mein Bild mit meinem Körper vor mir liegt. Den ganzen Körperumriss habe ich mit schwarzer Farbe ausgemalt. Lange wusste ich nicht, wie ich meine innere Befindlichkeit auf diesem Papierbogen darstellen soll. Zögerlich malte ich anfangs einzelne schwarze Flecken in meine Konturen bis ich so nach und nach die ganze Fläche meiner Person mit pechscharer Fingerfarbe überschmierte. Und nun soll ich von dieser Person, die vor mir auf dem Boden liegt, allen anderen etwas erzählen? Ich bringe es nicht fertig. Ich fühle mich total überfordert. Wie und wo soll ich anfangen? Bei meinen vielen verstorbenen Patienten, die ich bis zuletzt begleitet habe? Bei den tragischen Unfällen, die ins Krankenhaus eingeliefert wurden, bei den Angehörigen, die sich in ihrer Verzweiflung an mich geklammert haben? Bei den Kranken, die nie einen Besuch bekamen und ich ihr einziger vertrauter Ansprechpartner war? Oder bei meinen Kollegen und Kolleginnen, die mir nur mit Gehässigkeit und Niedertracht begegnet sind und mir meinen beruflichen Alltag zur Hölle gemacht haben? Als alle ihre Erlebnisse erzählt hatten, spricht mich der Therapeut an und fragt mich, ob ich denn nicht ebenfalls zu meinem Bild etwas sagen möchte? Stockend antworte ich:

„Ich, ... ich ... kann ... nicht.“

Dann wird es mir furchtbar übel. Ich sitze kreidebleich auf meinem Stuhl und habe ein schreckliches Gefühl. Ein Gefühl, dass ich jetzt total versagt habe. Alle in der Runde schauen auf mich, wodurch sich meine Situation noch verschlimmert. Ich bekomme kaum noch Luft, kippe zur Seite, werde von meinem Nachbarn gestützt. Der Therapeut springt herbei, hält mich an den Oberarmen fest

und gibt mir Halt, damit ich nicht vom Stuhl sinke. Mir ist zum Erbrechen übel, der Therapeut beendet schnell die Gruppentherapie, beschließt mit wenigen Worten die Sitzung und bittet die Teilnehmer auf ihre Zimmer zu gehen. Anschließend führt er mich zu einem Arzt, der mir eine Beruhigungsspritze verabreicht. Später berichte ich meiner Psychotherapeutin, dass ich es meinen Mitpatienten in der Gruppe nicht zumuten wollte, was ich in meinem Beruf erlebt habe. Der Grund für meine Blockade, in der Gruppensitzung von den fiesen und hinterhältigen Attacken der evangelischen Kolleginnen zu erzählen, ist vor allem die Tatsache, dass ich mich schämte, weil so etwas in kirchlichen Kreisen überhaupt vorkommt und ich mich gegen die zynischen und boshafte Angriffe meiner Arbeitskolleginnen nicht zur Wehr setzen kann und ihnen schutzlos ausgesetzt bin. Denn wer von den Anwesenden in dieser Therapiegruppe hätte das schon verstehen können? Und was wäre geschehen, wenn einige von ihnen in der katholischen oder evangelischen Kirche stark verankert sind? Möglicherweise hätten sie sich sofort gegen mich gewandt und hätten meine Erfahrungen gar nicht akzeptiert? Vielleicht hätten sie mich endlos hinterfragt, um die Gründe für diese Mobbing-Attacken bei mir zu suchen? Möglicherweise hätten sie am Ende dann mir die Schuld zugeschoben, dass ich in eine derartige Mobbing-Situation hineingeraten bin? Und wer weiß, vielleicht wäre ich von ihnen noch zum Schuldigen gestempelt worden, der mit Priestern und Pfarrern einfach nicht richtig zusammenarbeiten kann? Denn Priester und Pfarrer können aus der Sicht der „Gläubigen“ doch niemals solche Unmenschen sein, wie ich es hier schildern würde? Und die anderen Patienten, die ohnehin sehr kritisch dem christlichen Glauben gegenüberstehen? Würde ich sie nicht in ihrer ablehnenden Haltung bestätigen, wenn ich von unserer überkonfessionellen kirchlichen Zusammenarbeit im Katharinenhospital berichten würde? Manche meiner

Mitpatienten könnte ich dadurch womöglich von ihrem christlichen Glauben abbringen? All diese Gedanken gingen mir durch den Kopf. Es war mir schlichtweg nicht möglich, in dieser und ebenso in den folgenden Gruppengesprächen von meinen beruflichen Erfahrungen zu erzählen, die mir so schwer zu schaffen machten. Unzählig vielen Menschen konnte ich zur Seite stehen, konnte sie trösten und sie durch ihre schweren Stunden begleiten. Und hier in dieser Reha-Klinik erkenne ich, dass ich selbst in einer hilflosen Situation bin, mit der ich nicht zurechtkomme. Für andere konnte ich da sein, ihnen in ihrem Leid beiseite stehen und ihnen zuhören, selbst aber bin ich völlig hilflos, wenn es darum geht, von meiner eigenen Not zu berichten und anderen meine eigene Lage und Befindlichkeit mitzuteilen. Ich bin wie gelähmt, bin ausgebrannt, enttäuscht, verzweifelt und leer. In meinem Beruf konnte ich bisher nur deshalb so gut funktionieren, weil ich ständig alle Herausforderungen angenommen habe, die auf mich zukamen, um für die hilflosen und kranken Menschen da zu sein. Ich war erfüllt von ihren dankbaren Blicken und sah es als eine Bestätigung meiner Arbeit an, wenn das Pflegepersonal mich ständig anforderte, selbst wenn es um Patienten ging, die nicht meiner eigenen Konfession angehörten. Wie oft hatte ich von den evangelischen Patienten oder deren Angehörigen die Antwort erhalten, wenn ich mich ihnen als katholischer Seelsorger vorstellte und mein Kommen damit entschuldigte, dass vom Pflegepersonal wohl versehentlich ich zu ihnen gerufen wurde:

„Ach, das macht doch nichts, wir haben doch alle nur einen Herrgott“, war zumeist die Antwort und sie waren froh und dankbar, dass ihnen jemand zuhörte und für sie Zeit hatte, bei dem sie sich ausweinen konnten. Allen wollte ich es recht machen, weil ich wusste, dass die leiseste Kritik sofort von meinen Kollegen und Kolleginnen dazu benützt

werden würde, um mich bei meinen Vorgesetzten anzuschwärzen. Doch mein Bestreben nach Perfektionismus hatte dazu geführt, dass ich vom Pflegepersonal immer häufiger bei Tag und Nacht gerufen und angefordert wurde. Ich war ja ständig für sie erreichbar. Zwar hatte ich den evangelischen Kollegen danach immer einen Zettel ans Schwarze Brett gehängt und ihnen mitgeteilt, wenn ich in der Nacht zu einem ihrer evangelischen Patienten gerufen worden bin. Doch möglicherweise hatte dies eher noch dazu beigetragen, dass sie mich als ihren Konkurrenten wahrnahmen und sie mir solche Mitteilungen als eine Art von Wichtigtuerei auslegten, obwohl ich doch nur korrekt sein wollte? Ich konnte ja nichts dafür, wenn sie nicht erreichbar waren und das Pflegepersonal dann mich zu diesen Patienten rief, zumal das anscheinend viel reibungsloser und unkomplizierter ablief, als wenn sie einen meiner evangelischen Kollegen gerufen hätten. Ganz gleich, wie ich es auch anstellte, alles war falsch.

Und dann das Problem, wenn ein Patient eine Krankensalbung wünschte. Auch das war jedes Mal eine Prozedur, vor allem wenn Arno nicht erreichbar war. Dann musste ich in Stuttgart und in der ganzen Umgebung in sämtlichen Pfarreien herumtelefonieren, um einen Priester ausfindig zu machen. Stundenlang saß ich oft am Telefon, wählte mir an der Telefonscheibe die Finger wund, bis ich endlich einen Pfarrer gefunden habe, der ins Katharinenhospital kommen konnte. Hatte ich aber im Telefonbuch alle Pfarreien von Stuttgart und der Umgebung angewählt und konnte in all diesen Kirchengemeinden keinen Priester erreichen, dann fing ich eben wieder von vorne an. Für meinen stundenlangen Einsatz, den ich zu jeder Tages- und Nachtzeit leisten musste, bekam ich nie einen Dank! Im Gegenteil, oft wurde ich von diesen Priestern angemotzt, dass ich sie störe, und

von den Patienten und deren Angehörigen ebenfalls, weil alles so ewig lange dauerte, bis endlich einer kam. Ist dieser Priester beim Patienten dann schließlich eingetroffen und hat seine Zeremonie in fünf oder zehn Minuten abgspult, so bekam natürlich er die ganze Anerkennung und Bewunderung für etwas, was ich ohne weiteres hätte selbst tun können aber nicht durfte, weil diese scheinheilige „Priesterkaste“ diese Sakramenten-Spenderei für sich selbst reklamiert hat, um die damit verbundene Anerkennung und Bewunderung einzuheimsen. Mehr und mehr erkenne ich dieses System, in dem es nicht darum geht, den Menschen auf möglichst effektive Weise zu helfen, sondern ihre Krankheit und Not auszunützen, damit die „Hohen Priester und Schriftgelehrten“ mit all ihren ausgefuchsten Privilegien und Sonderrechten ihre vielfältigen Vorteile daraus ziehen können.

Nach meinem Zusammenbruch liege ich lange im Bett, Stunde um Stunde vergeht, ich kann nichts mehr essen. Immer wieder kommt eine Krankenschwester herein, schaut nach mir, fragt, wie es mir geht, ich nicke und möchte nichts. Ich will nur noch meine Ruhe haben. Mir ist zum Weinen zumute, doch alles in mir ist verhärtet und verstockt. Ich fühle mich wie tot. Die vielen Gedanken, die mir durch den Kopf rasen, lassen mich spüren, dass ich furchtbar krank geworden bin. Ein bleiernes, dumpfes Gefühl in meiner Brust macht mir das Atmen schwer. Da ich zu schwach bin, um in den Speisesaal zu gehen, bringt mir die Krankenschwester das Essen ins Zimmer. Ich lasse es stehen, ich bringe keinen Bissen runter. Später kommt sie wieder herein und fragt, ob sie nochmals den Arzt rufen soll. Doch ich kann ihr kaum antworten. Es fällt mir äußerst schwer, einzelne Worte zu artikulieren. Ich möchte gar nichts mehr, ich will nur noch meine Ruhe haben. Niemanden will ich mehr sehen, auch keinen Arzt. Viel zu vielen Menschen bin ich in letzter Zeit begegnet. Vielen

habe ich endlos lange zugehört. Bin von einem Patienten zum anderen geeilt, habe ihre zahllosen Gebrechen, Ängste und Nöte in mich aufgesogen und jetzt? Ich kann nicht mehr. Tag um Tag vergeht. Eine entsetzliche Gedankenflut zermartert mir das Gehirn. Ich falle in eine tiefe Depression. Meine innere Unruhe, die vielen Gedanken, die wie endlose Filme durch mein schmerzendes Gehirn rattern, machen mir schwer zu schaffen. Das Gefühl des Ausgeliefertseins und der totalen Ohnmacht erzeugt in mir einen Strudel, als ob ich in unaufhörliche Tiefen gerissen würde. Mit Medikamenten werde ich ruhig gestellt. Doch mein Eindruck ist, dass sich mein Zustand eher verschlechtert und keine Besserung in Sicht ist. Da ich kaum etwas essen kann, bekomme ich Infusionen und werde künstlich ernährt. Wochen vergehen, bis ich wieder an einigen Gruppentherapien, sowie an den gemeinsamen Mahlzeiten teilnehmen kann. Doch als mein Entlassungstermin bevorsteht, bin ich immer noch in einem sehr schlechten Zustand. Da ich meine Arbeit im Katharinenhospital nie in diesem Zustand hätte aufnehmen können, wird von den Ärzten mein Aufenthalt in der Reha-Klinik um weitere vier Wochen verlängert.

Nur sehr langsam geht es mit mir etwas aufwärts. Die verschiedenen therapeutischen Gruppensitzungen strengen mich sehr an, da vieles, was meine Mitpatienten erzählen, mir aus meinem eigenen beruflichen Alltag bestens bekannt ist. An ihren Einzelschicksalen teilzuhaben und sie anzuhören, empfinde ich quasi als Arbeit, da ich dieses ständige Zuhören von meinem Beruf ja ohnehin so gewohnt bin. Auch daran erkenne ich, wie sehr meine geistige Aufnahmekapazität überstrapaziert wurde, so dass für mich jeder menschliche Kontakt sehr anstrengend ist. Ich komme mir vor wie ein Mülleimer, der randvoll angefüllt ist, in den man aber immer noch zusätzlich weiteren Abfall hineinstopfen möchte. Die vielen negativen Erfahrungen

meiner Mitpatienten sind genau dieselben großen und kleinen Tragödien, die ich jeden Tag zu hören bekam. Das Schlimmste aber bei diesen therapeutischen Gruppensitzungen ist für mich meine eigene innere Blockade. Ich bin einfach nicht in der Lage, von meiner Mobbing-Situation zu erzählen. Zu sehr schäme ich mich, dass mir im kirchlichen Bereich, der nach außen hin immer als „heile Welt“ dargestellt wird, so etwas passieren konnte. Ständig habe ich Angst, dass meine Mitpatienten alles, was mir in meinem beruflichen Umfeld widerfahren ist, nicht glauben würden und mir die Schuld an der ganzen Misere zuschieben könnten. Meine berufliche Situation mit meinen katholischen und evangelischen Kollegen und Kolleginnen ist ohnehin so vielschichtig und komplex, so dass ich gar nicht weiß, wo ich anfangen sollte, um halbwegs richtig verstanden zu werden. Wie und mit welcher meiner traurigen Erfahrungen hätte ich denn schon beginnen können? Zu oft habe ich die Erfahrung gemacht, dass viele Menschen gar nicht richtig zuhören und dann lediglich auf gewisse Reizworte reagieren und dumm darauf antworten. Wie schnell bekommen sie etwas in den falschen Hals, haben ihre eigene feste Meinung dazu und geben vorschnell irgendwelche geistlosen Kommentare oder Ratschläge, ohne dass sie den Hintergrund eines Konfliktes richtig verstehen wollen. Deshalb begnüge ich mich, in diesen Gruppensitzungen weiterhin die Rolle des Zuhörers einzunehmen, wie ich es von meiner Arbeit gewohnt bin. Lediglich in den Einzelgesprächen kann ich viele negative Erlebnisse mit meinem Psychotherapeuten besprechen. Er hat Verständnis für meine Lage und gibt mir immer wieder zu verstehen, dass er schon sehr viele Patienten aus dem kirchlichen Bereich angehört habe, die in ihrem beruflichen Umfeld schlimme Mobbing-Situationen durchleiden mussten. Er gibt mir auch zu verstehen, dass er bei diesen Patienten feststellen musste, dass in den kirchlichen Strukturen leider vieles sehr

festgefahren sei und von den oberen Führungskräften kein Wille erkennbar sei, hier etwas zu ändern. Die innerkirchliche Struktur sei vermutlich so angelegt, dass der Machterhalt der Priester und Pfarrer stets gewährleistet ist. Jeder, der an diesen Persönlichkeiten auch nur den kleinsten Fehler aufzeige oder sie in irgendeiner Form infrage stelle oder kritisiere, sei deshalb sofort als „Mobbing-Opfer“ freigegeben und darf bis aufs äußerste bekämpft werden. Dieses „Infragestellen“ der Priester oder der Pfarrer und Pfarrerinnen könne auch schon dadurch ausgelöst werden, dass jemand seine beruflichen Aufgaben vorbildlich realisiere, was von diesen dann als lästige Konkurrenz oder als Infragestellung der eigenen Person angesehen würde, so dass diese Person dann bekämpft und so lange gemobbt werde, bis sie das Feld räume. Dass mein Therapeut mir seine nüchterne Erkenntnis so deutlich aufzeigt, hätte ich nie für möglich gehalten. Mitunter kommt bei mir der Gedanke auf, ob er vielleicht persönlich gegen die katholische oder evangelische Kirche eingestellt sein könnte. Doch anhand meiner vielen Beispiele, die ich ihm aufgrund meiner Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit den Priestern, Pfarrern und Pfarrerinnen berichte, zeigt er mir immer wieder auf, dass es bei all diesen Auseinandersetzungen nie um meine Person ging, sondern um ihre eigenen Fehler und Schwächen, die sie nie zugeben konnten. Alles lief immer darauf hinaus, dass sie mir zeigen wollten, wer das Sagen hat, ganz gleich, welches Unvermögen sie an den Tag gelegt haben. Schon ein Vorschlag oder eine von mir geäußerte Idee konnte ausreichen, mich als unangenehm, aufmüpfig und besserwisserisch abzustempeln. Nun wird mir auch klar, dass ich in diese feindlich gesinnte Sichtweise meiner Kollegen und Kolleginnen hineingeraten bin, aus der ich mich nicht mehr aus eigener Kraft befreien kann. Deshalb geht es bei dieser Reha-Maßnahme nun vor allem darum, dass ich es lerne und mich darauf

konzentriere, wie ich mich in einem solch feindlich gesinnten Umfeld künftig verhalten kann. Vielerlei Strategien werden besprochen. In der Verhaltenstherapie kann ich mit anderen Patienten an unterschiedlichen Übungen zur Konfliktbewältigung teilnehmen und in Rollenspielen versuchen wir, deeskalierende Maßnahmen bei Streitigkeiten einzuüben.

Nach etwa zehn Wochen hier in der Reha-Klinik erholte ich mich so einigermaßen von meinem schweren depressiven Zustand. Doch wenige Tage vor meiner Entlassung erreicht mich die traurige Nachricht, dass meine Taufpatin plötzlich an einem Schlaganfall verstorben ist. Sie ist die einzige Verwandte, die über all die Jahre hinweg guten Kontakt zu mir gehalten und mich auch hier in der Reha-Klinik immer wieder angerufen hat. Als ich meinem Psychotherapeuten vom Tod meiner Taufpatin berichte, gibt er mir die Erlaubnis, an ihrem Begräbnis teilzunehmen. Er empfiehlt mir jedoch aus Gründen meiner psychischen Stabilität und angesichts der besonderen Herausforderungen, die mich in meinem Berufsleben erwarten, meinen Aufenthalt in der Reha-Klinik nochmals um zwei Wochen zu verlängern.

Als sich endlich mein Zustand stabilisiert hat und ich wieder nach Stuttgart zurückfahren kann, sind insgesamt dreizehn Wochen vergangen. Mit sehr gemischten Gefühlen kehre ich an meine Arbeitsstelle ins Katharinenhospital zurück. Arno hat mir zwar eine Postkarte mit Genesungswünschen geschrieben, mehr aber nicht. Obwohl ich meine Krankmeldungen ans Personalreferat ins Bischöfliche Ordinariat geschickt habe, kam auch von dort nie ein Genesungswunsch. Wenn ich dagegen an meine Mitpatienten denke, die zum Teil wöchentlich von ihren Arbeitskollegen oder sogar von ihren Chefs besucht wurden, frage ich mich, ob mein Arbeitgeber tatsächlich noch „christliche Werte“ vermitteln kann? Im Vergleich zu

den Firmen in der freien Wirtschaft ist der Umgang meiner katholischen Kirche mit ihren Mitarbeitern geradezu katastrophal!

Ganz klar erkenne ich, dass mein Psychotherapeut in der Reha-Klinik tatsächlich recht hatte, als er mir aufzeigte, dass die Priester, Pfarrer und Pfarrerinnen es als Angriff auf ihr Ansehen erachten, wenn ein anderer Mitarbeiter im seelsorgerlichen Bereich korrekt und hingebungsvoll seinen Dienst tut und somit besser arbeitet als sie selbst. Welchen Grund hätten sie denn sonst dafür, dass sie sich nie um mich kümmerten? Nun war ich über ein viertel Jahr hier in der Reha-Klinik und nie ließen sie etwas von sich hören.

Zurück im Katharinenhospital

Neugierig betrete ich frühmorgens die große Eingangshalle des Funktionsbaues unserer Klinik. Ich schaue mich um, ob sich während meiner Abwesenheit etwas verändert hat, hole in der Patientenaufnahme die Formulare, auf denen die Kranken ihre Besuchswünsche ankreuzen können und gehe zu unserem gemeinsamen Seelsorgezimmer. Als ich eintrete, ist noch alles wie vor drei Monaten. Wie immer liegt auf dem Schreibtisch allerlei Papierkram, verschiedene Stifte, auch Klebstoff und Zeitungen liegen herum, ganz so als ob soeben noch jemand hier gearbeitet hätte. Die Sitzgruppe ist mit Taschen und Körbchen belegt, welche mit Bastelmaterial befüllt sind, und im Papierkorb steckt wieder ein alter Blumenstrauß vom Andachtsraum, der lange im modrigen Wasser einer Vase gestanden hatte, und nun seinen unangenehmen Duft im ganzen Büroraum verbreitet. Obwohl ich diese Unordnung bei einer Teamsitzung schon einmal zur Sprache gebracht und für Ordnung gesorgt hatte, ist in unserem gemeinsamen Seelsorgezimmer wieder der alte Schlendrian eingekehrt. Der Bastelkram auf dem Couchtisch sowie der Schreibtisch, auf dem alles kreuz und quer herumliegt, sind die Hinterlassenschaften der evangelischen Kolleginnen. Auch der übel riechende Blumenstrauß, der am gestrigen Sonntag vom Andachtsraum hierher entsorgt wurde, ist ebenfalls das Relikt einer Kollegin, die schlichtweg zu bequem war, ihn ordnungsgemäß draußen im Hof in den Container zu werfen. Sie sind wohl der Meinung, dass sie einfach dieses Geschäft unserer Reinigungskraft überlassen könnten. Sie nehmen daher lieber diesen

Gestank in Kauf, der sich im ganzen Zimmer hier hartnäckig ausbreitet. Ich schaue meine Besuchszettel durch, die ich gerade in der Patientenaufnahme abgeholt habe, lasse die Formulare der evangelischen Patienten auf dem Schreibtisch liegen und gehe hinüber zum Wirtschaftsgebäude in unser Büro, das ich mit Arno teile. Auch hier hat sich nichts verändert. Meine Jacke hänge ich in den Schrank und mache mich auf den Weg, um meine Patienten auf den Krankenstationen zu besuchen.

Von vielen Krankenschwestern und Pflegern werde ich im Laufe des Tages freundlich begrüßt. Neugierig fragen sie, wo ich denn so lange war, und bedauern es sehr, dass sie mich nicht mehr erreichen konnten. Einige fragen, ob es mir wieder besser gehe, denn man habe es mir deutlich angesehen, dass ich sehr abgekämpft und erholungsbedürftig gewesen sei. Als ich in der Mittagspause wieder in unser Büro komme, liegt ein Zettel von Arno auf dem Schreibtisch, der mich herzlich willkommen heißt und mir vorschlägt, dass wir uns heute oder in den nächsten Tagen zu einem Informationsaustausch in der Cafeteria treffen sollten. Da ich seinen Zettel erst jetzt, kurz vor dem Mittagessen entdeckt habe, schlage ich ihm vor, dass wir uns morgen um 11 Uhr treffen.

Wie vereinbart, treffen wir uns am nächsten Tag in der Cafeteria. Ich erzähle ihm, wie mein Reha-Aufenthalt verlaufen ist, für seine Postkarte bedanke ich mich und auch dafür, dass er meine Post, die im Katharinenhospital während meiner Abwesenheit eingegangen ist, mir in die Reha-Klinik nachgesandt hatte. Da ihn die verschiedenen therapeutischen Anwendungen interessieren, die ich in der Reha-Klinik erhalten habe, berichte ich ihm ausführlich davon, ebenso dass ich dort gleich nach meiner Ankunft einen schweren depressiven Einbruch erlitten habe und es

mir in den ersten Wochen sehr schlecht ergangen sei. Die permanenten Anfeindungen meiner evangelischen Kolleginnen und mein passioniertes Engagement für die Patienten haben mich wohl sehr viel mehr mitgenommen, als ich mir selbst eingestehen wollte. Arno hört mir aufmerksam zu und ist froh, dass ich wieder hier bin. Er berichtet, was sich in meiner Abwesenheit im Katharinenhospital so alles ereignet hat. Neben einigen baulichen Veränderungen im Hause, die er nur kurz zur Einleitung seines Berichtes erwähnt, kommt er sogleich auf unsere evangelischen Kolleginnen und den Kollegen Stolzenburg zu sprechen. Kopfschüttelnd lacht er und sagt:

„Du glaubst es nicht, was unter denen alles abgelaufen ist! Kaum warst du weg, ist schon nach kurzer Zeit unter ihnen ein derart hässlicher Streit ausgebrochen, den sie in stundenlangen Konferenzen miteinander ausgetragen haben. Normalerweise hätte ich das ja gar nicht mitbekommen. Aber jedes Mal, wenn ich in unser ökumenisches Büro kam, um dort etwas zu erledigen, sind sie immer noch dagesessen und haben endlos diskutiert, gestritten und gekeift, dass es mir oft ganz peinlich war, wenn ich mit ihnen im selben Raum war. Sie hätten ihren Streit doch auch auf einem ihrer drei Büros drüben im Wirtschaftsgebäude austragen können. Aber nein, nicht einmal darauf konnten sie sich einigen“, lacht Arno und fährt in seinem Erzähldrang unvermindert fort, „manchmal haben sie, sobald ich ins Seelsorgezimmer kam, von ihrer hitzigen Debatte sofort umgeschaltet und sind in einem moderateren Tonfall auf ein belangloses Thema umgeschwenkt, damit ich nicht mitbekommen solle, um was es bei ihren Auseinandersetzungen geht. Jedenfalls müssen sie sich anscheinend so verkracht haben, dass nun die beiden Pfarrerrinnen seit Wochen mit Stolzenburg nichts mehr reden. Der neue Vikar hat mir fast leid getan. Er ist hilflos zwischen beide Fronten geraten, denn einerseits

hätte er sich ja gerne auf die Seite der Kolleginnen geschlagen, doch da er von Stolzenburg eine Beurteilung braucht, ist er auf ihn angewiesen und musste sich wohl sehr zurückhalten.“

„Worüber haben sie denn gestritten? Was war denn der Anlass, dass sie sich so in die Haare gerieten?“, will ich von Arno wissen.

„Tja, das habe ich mich auch immer wieder gefragt“, antwortet er bedächtig, „so, wie ich mitbekommen habe, ging es wohl um die Aufteilung ihres Etats, den sie von ihrer Kirchenpflege zur Verfügung bekommen haben. Ein andermal ging es um ihren Gottesdienstplan, bei dem sie sich nicht einigen konnten, weil sie alle zur selben Zeit ihren Urlaub nehmen wollten, und dann bekam ich noch mit, dass die beiden Pfarrerinnen dem Stolzenburg schwere Vorwürfe machten, weil er angeblich nicht bereit war, irgendwelche Themen auf die Tagesordnung ihrer Klinikseelsorger-Konferenz zu setzen.“

Immer wieder schüttelt Arno den Kopf und sagt:

„So etwas habe ich noch nicht erlebt. Es sieht gerade so aus, als ob die Koschinski und die Rallinger unbedingt ein neues Opfer gebraucht haben, nachdem du nicht mehr hier warst. Der arme Stolzenburg“, fügt Arno lachend hinzu, „während der ganzen Zeit hat er daraufhin immer wieder zu mir den Kontakt gesucht, um einen Ansprechpartner zu haben, weil er sich plötzlich so isoliert fühlte. Da ich aber doch zusätzlich auch deine Arbeit übernehmen musste, bin ich sehr unter Druck gestanden und hatte wirklich keine Zeit, mich auch noch mit ihm zu beschäftigen. Außerdem hätte er mir sowieso nicht den wahren Grund gesagt, weshalb sie sich so verkracht haben. Deshalb habe ich mich auch ganz aus ihren Streitigkeiten herausgehalten und

wollte möglichst wenig mit ihnen zu tun haben. Jedenfalls glaube ich, dass du jetzt wieder gute Einstiegschancen hast und die Fronten sich ziemlich auf Stolzenburg verlagert haben. In der Angriffszone stehst du vermutlich jetzt nicht mehr“, sagt er freudig, um mir mit diesem aktuellen Zustandsbericht meinen Start ins Berufsleben etwas zu erleichtern.

Während ich Arno bei seiner engagierten Erzählweise so betrachte, fällt mir auf, dass er in den vergangenen drei Monaten ziemlich zugenommen hat. Sein Doppelkinn ist noch fülliger geworden, seine ohnehin schon rötlichen Wangen noch dunkelroter und sein Hemd um seinen dicken Bauch platzt nun fast aus allen Nähten. Als ich ihn auf seine Gesundheit anspreche, klagt er, dass er durch die Pflege seiner Mutter sehr belastet sei und manchmal kaum noch schlafen könne, weil sie ständig nach ihm rufe. In ihrem dementen Zustand bekomme sie die Tageszeiten nicht mehr mit, so dass er sie jetzt quasi rund um die Uhr betreuen müsse. Jedenfalls freut er sich, dass ich nun wieder hier bin und ist guter Hoffnung, dass wir beide von den evangelischen Kolleginnen in nächster Zeit so ziemlich unbehelligt bleiben werden.

Doch wie sich im Laufe der Zeit nun leider herausstellt, haben wir uns gründlich getäuscht. Als ich die beiden evangelischen Pfarrerinnen zum ersten Mal in unserem gemeinsamen Büro sehe, konstatieren sie mit süßsaurer Miene mein Erscheinen. Die Kollegin Koschinski bemerkt schnippisch:

„So? Sind Sie jetzt wieder da? Ihr Urlaub hat ja recht lange gedauert!“

Und Rallinger fügt sogleich hinzu:

„Hoffentlich hast du dich nach so langer Zeit jetzt auch gründlich erholt, so dass du endlich mal wieder etwas für deine Kirche arbeiten kannst.“

Das war alles, was sie herausbrachten. Unterkühlter und abweisender hätte ihre Begrüßung nicht ausfallen können. Bei dieser Begegnung traute ich mich nicht, ihnen die Hand entgegenzustrecken und ihnen ein freundliches „Grüß Gott“ zu wünschen. Vermutlich hätten sie mich abblitzen lassen und mich durch weitere flapsige Bemerkungen lächerlich gemacht. Deshalb antworte ich lediglich:

„Ja, mein Aufenthalt in der Reha-Klinik hat mir gut getan, jetzt bin ich so einigermaßen wieder fit.“

„Na dann ist es ja gut so, also ran an die Arbeit!“, ruft Rallinger salopp mir zu, worauf beide wie zwei pubertierende Gören in schallendes Gelächter ausbrechen. Stolzenburg dagegen, den ich zwei Tage später treffe, geht bei der Begrüßung etwas diplomatischer vor. Er fragt, wo ich denn solange gewesen bin, und als ich ihm erzähle, dass ich mich einer Rehabilitationsmaßnahme unterziehen musste, will er genau wissen, weshalb ich dort gewesen bin, wie ich zu dieser Reha gelangte und welche Behandlungsmethoden bei mir angewandt wurden. Er interessiert sich sogar dafür, was sonst noch in solch einer Reha-Klinik alles angeboten wird und welche Voraussetzungen dafür notwendig seien, um eine solch lange „Auszeit“ genehmigt zu bekommen. Außerdem möchte er wissen, welche Versicherung oder welche Organisation finanziell dafür aufgekommen sei. Als er nun davon spricht, dass auch ihm eine solche Reha-Maßnahme sicherlich guttun würde, da es ihm ebenfalls manchmal nicht gut gehe, gebe ich ihm den Hinweis, dass er erst zu einem Arzt gehen und mit ihm über seine gesundheitlichen

Probleme sprechen müsse, bevor er einen Antrag für eine Reha-Maßnahme stellen könne. Doch daraufhin meint er, dass er bereits bei seinem Hausarzt gewesen sei, der jedoch leider keine nennenswerten Krankheiten bei ihm feststellen konnte. Er denke daher eher an eine Therapie, die ihm bei seinen gesundheitlichen Problemen vielleicht besser helfen könnten. Und da er die alternativ-medizinische Methode anspricht, fällt mir eine Behandlungsmethode ein, die mir eine Mitpatientin in der Reha-Klinik empfohlen hatte. Es handelt sich um eine Haarmineralanalyse, mit der man angeblich feststellen kann, ob und welche Ernährungsmängel in unserem Körper vorliegen würden. Aufgrund einer solchen Analyse wird ein ausführlicher Ernährungsplan erstellt, um durch die Auswahl von geeigneten Lebensmitteln dem Körper auf natürlichem Wege über die tägliche Nahrung die fehlenden Substanzen und Mineralien zuzuführen. Ich berichte ihm, dass ich selbst bereits eine solche Haarmineralanalyse durchführen ließ und ich auf diese Weise viel über eine gesunde Ernährung gelernt habe. Da Stolzenburg sich sehr für diese Therapieform interessiert zeigt, fragt er mich, ob ich ihm meine Unterlagen vorbeibringen könnte, die ich von diesem Haarmineralanalyse-Institut bekommen habe, damit er sich mit dieser Methode näher beschäftigen könnte. Er möchte sie eventuell ebenfalls einmal ausprobieren. Ich verspreche ihm, dass ich meine Unterlagen, sowie das Fachbuch, das ich mir zu dieser Behandlungsmethode gekauft habe, gleich morgen in sein Fach legen werde. Danach beantworte ich ihm noch weitere Fragen, da er nun ebenfalls fest vorhat, eine Reha-Maßnahme zu beantragen. Weil ich jedoch nie so genau weiß, was er wirklich denkt und ob seine Fragerei tatsächlich auch einen ehrlichen Hintergrund hat, oder ob er lediglich sein Wissen dazu benützen will, um mich wieder irgendwo anzuschwärzen, halte ich mich bei diesem Begrüßungsgespräch etwas bedeckt und antworte nur auf

das, was er im Augenblick von mir wissen will. Dass Stolzenburg sich überhaupt so ausführlich mit mir unterhält, grenzt ohnehin an eine Wunder. Vielleicht braucht er tatsächlich zur Zeit besonders viel Zuwendung, wie Arno mir berichtet hatte, zumal er von seinen Kolleginnen aufs Abstellgleis gefahren wurde? Vielleicht will er aber auch nur wissen, wie ich die vergangenen drei Monate verbracht habe, um sich auf ähnliche Weise sozusagen einen Sonderurlaub zu genehmigen? Oder steckt vielleicht auch etwas ganz anderes dahinter? Jedenfalls hat er seit vielen Jahren nicht mehr so lange mit mir geredet. Nach diesem eigenartigen „Begrüßungsgespräch“ gehe ich wieder an meine Arbeit und bin froh, dass ich mich mit voller Kraft und Konzentration meinen Patienten zuwenden kann.

Am nächsten Tag lege ich dem Kollegen Stolzenburg die gewünschten Unterlagen meiner Haarmineralanalyse samt Ernährungsplan und Fachbuch über diese Heilmethode in sein Fach. Allerdings bemerke ich schon nach wenigen Tagen, dass ich von den evangelischen Kolleginnen wie zu früheren Zeiten wie Luft behandelt werde. Auch Stolzenburg zeigt sich mir gegenüber äußerst distanziert, bleibt jedoch unterkühlt freundlich. In unseren regelmäßigen ökumenischen Teamsitzungen, die alle vierzehn Tage stattfinden, hat sich nichts geändert. Wenn ich einen Vorschlag einbringe oder zu irgendeinem Thema meine Meinung sage, werde ich weiterhin überhört und so behandelt, als ob ich gar nicht anwesend wäre. Es scheint, als ob sie sich während meiner Abwesenheit daran gewöhnt hätten, dass sie alles nur noch untereinander besprechen würden. Arno lassen sie zwischendurch mal zu Wort kommen, der ihnen um des lieben Friedens willen ohnehin meistens zustimmt. Da er ihnen nie widerspricht, sind seine Beiträge auch stets willkommen, denn

schließlich sollen ja unsere Beschlüsse und Vereinbarungen auf einer „guten ökumenischen Zusammenarbeit“ basieren.

Nach einigen Monaten bemerke ich in unserer Hauszeitschrift „KH-aktuell“, dass in einem Artikel wieder einmal die Arbeit der Klinikseelsorger im Katharinenhospital vorgestellt wurde. In diesem Bericht ist viel vom „Team-Geist“ der evangelischen und katholischen Seelsorger die Rede und es ist sogar ein Gruppenbild eingefügt, auf dem alle Klinikseelsorger abgebildet sind. Allerdings bin ich auf diesem Foto nicht zu sehen. Auch im Artikel werden alle Kollegen und Kolleginnen namentlich erwähnt, doch auch hier wird nichts von meiner Existenz berichtet. Als ich am nächsten Tag Arno auf diesen Artikel anspreche und von ihm wissen möchte, wie denn der Bericht mit diesem Foto zustande kam, erzählt er mir, dass die evangelischen Kollegen vermutlich mit dem Redakteur unserer Hauszeitschrift einen Termin vereinbart haben, bei dem er selbst aber nicht dabei gewesen sei. Zu diesem Gruppenbild hätten sie ihn lediglich ganz kurzfristig hinzugeholt, ohne dass er sich dabei etwas gedacht habe. Dieses Foto sei schon vor einem halben Jahr gemacht worden und er habe sie damals bei diesem Fototermin zwar noch gefragt, wo denn ich sei? Doch darauf hätten sie ihm nur geantwortet, dass ich keine Zeit hätte. Anscheinend hatten sie keinen Wert darauf gelegt, dass das gesamte Seelsorgeteam aufgenommen werde. Ich sehe es Arno an, dass es ihm äußerst peinlich ist, weil dies damals alles ohne mich geplant und ausgeführt wurde. Er versucht, mich zu trösten, und verweist darauf, dass es in unserer Seelsorgearbeit doch auf viel wichtigere Dinge ankäme und nicht auf derartig vordergründige Selbstdarstellungen. Doch ganz so einfach lasse ich mich nicht von ihm abspeisen. Ich mache ihm klar, dass man nicht in einem Artikel von „Team-Arbeit“ reden und von einer „guten ökumenischen Zusammenarbeit“ daherfaseln könne und

gleichzeitig im selben Artikel einen Kollegen völlig ausklammere und ihn quasi totschweige. Für mich ist dieser Artikel geradezu ein sichtbarer Beweis, wie alle zusammen, mitsamt meinem katholischen Kollegen Arno, mit mir umgehen. Arbeiten kann ich wohl weiterhin bis zum Umfallen, ansonsten aber bin ich für sie „Luft“. Arno will sich aufgrund seiner andauernden Überbelastung zwar herausreden, dass es ihm leid tue, und dass er nicht darauf geachtet oder darauf gedrängt habe, mich miteinzubeziehen, doch dieses „ewige Leidtun“ nützt mir nun aber nichts. Aufgrund der ständig unterkühlten Umgangsweise und der laufenden Missachtung meiner Person, fühle ich mich von allen absichtlich ausgegrenzt.

In der folgenden ökumenischen Teamsitzung spreche ich dieses Thema an und moniere die unkollegiale Vorgehensweise, die in diesem Artikel unserer Klinikzeitschrift „KH-aktuell“ sichtbar zum Ausdruck kommt. Die evangelischen Kolleginnen nehmen meinen Einwand wie immer gelangweilt zur Kenntnis. Sie drängen zum nächsten Tagesordnungspunkt und verweisen darauf, dass sie wesentlich wichtigere Themen zu besprechen hätten und nicht von mir gestört werden möchten. Eine Einsicht, dass sie etwas falsch gemacht haben, kommt ihnen nicht in den Sinn, geschweige denn, dass sie sich dafür entschuldigen wollen. Aus ihrem Verhalten erkenne ich, dass sie absichtlich so gehandelt und mich aus ihrem Team ausgeklammert und völlig abgeschrieben haben. Es scheint, als ob sie während meiner Abwesenheit fest damit gerechnet haben, dass ich nicht mehr lange im Katharinenhospital bleiben würde.

Mehr als verwunderlich ist für mich aber die Reaktion von Pfarrer Sauer, unserem Vorsitzenden der katholischen Klinikseelsorger. Als ich nach meiner dreimonatigen Abwesenheit wieder bei unserer Klinikseelsorgerkonferenz

teilnehme, fragt er mich gleich bei der Begrüßung sehr vorwurfsvoll:

„So, bist du wieder hier? Wo warst du denn so lange? Kein Mensch hat gewusst, wo du überhaupt steckst! Immer wieder kamen Anrufe bei mir, die wissen wollten, wo und wie du zu erreichen bist. Doch leider konnte ich nie eine Auskunft darüber geben!“

Als ich das von ihm höre, falle ich aus allen Wolken. Mit einer derart unfreundlichen Begrüßung habe ich nicht gerechnet. Ich bin so perplex, dass ich gar nicht weiß, was ich sagen soll. Als ich mich wieder etwas gefasst habe, sprudelt es aus mir heraus:

„Arno hat doch gewusst, wo ich bin! Er hat mir doch immer die Post nachgesandt, die für mich im Katharinenhospital angekommen ist. Und eine Postkarte mit Genesungswünschen hat er mir auch geschickt. Außerdem habe ich vor meiner Abreise in unserem gemeinsamen Büro einen Zettel mit der Adresse von der Reha-Klinik ans Schwarze Brett gehängt, damit auch alle evangelischen Kollegen wissen, wo ich bin. Allerdings habe ich bei meiner Rückkehr festgestellt, dass dieser Zettel nicht mehr am Schwarzen Brett hing. Es kann ja sein, dass ihn gleich am ersten Tag meiner Abwesenheit jemand abgehängt hat, damit der Eindruck entstehen soll, ich hätte mich nicht ordnungsgemäß abgemeldet? Bei diesen evangelischen Weibern weiß man ja nie, was sie im Schilde führen! Und dann habe ich bei jeder Verlängerung meines Klinikaufenthaltes auch alle Attests ans Personalreferat geschickt. Auch im Bischöflichen Ordinariat wussten sie genau, wo ich war. Wen soll ich denn sonst noch informieren, wenn ich krank bin?“

Doch was ich auch sage, ich spüre, dass Sauer das alles gar nicht hören will. Eine logische Abfolge der Ereignisse interessiert ihn nicht im geringsten. Ihm ist nur die Tratscherei wichtig, was Stolzenburg oder andere über mich reden. Was wirklich vorgefallen ist und wie die einzelnen Tatbestände aussehen, ist für ihn unwichtig. Vielleicht kann er nicht, vielleicht will er aber auch gar nicht nachvollziehen, dass er nicht mein Vorgesetzter ist und ich ihm gegenüber keinerlei Rechenschaft ablegen muss? Oder vielleicht will er auch ganz einfach lieber nur das glauben, was ihm von gewissen Kolleginnen und Kollegen zugetragen wird, die für ihn anscheinend wichtig und maßgebend sind. Unbeeindruckt vom Versuch meiner Rechtfertigung gibt er mir in einem sehr unangenehmen Befehlston zu verstehen:

„Jedenfalls muss das in Zukunft anders werden! Wir haben deshalb beschlossen, dass du künftig auch mir, dem Dompfarramt und dem Stadtdekan eine Nachricht zukommen lässt, wenn du von deinem Dienst freinehmen oder in den Urlaub fahren möchtest.“

Dann lässt er mich stehen und will nicht einmal wissen, wo ich überhaupt war.

„Urlaub“ nannte er meinen Klinikaufenthalt! Über drei Monate lang wurde ich von Ärzten in einer Reha-Klinik behandelt, wo es mir wochenlang so schlecht ging, dass ich kaum etwas essen konnte. „Urlaub“, genau wie es die evangelischen Kolleginnen nannten, als sie mich zum ersten Mal wieder im Katharinenhospital sahen. Nun bin ich mir sicher, dass die Rallinger oder Koschinski meinen Zettel am Schwarzen Brett sofort abgehängt haben, damit niemand mitbekommen soll, dass ich mich in der Reha-Klinik in Gengenbach befinde. Und da niemand wusste, wo ich war, konnten sie leicht das Gerücht austreuen, ich sei